

(Nachdruck verboten.)

87)

flammen.

Roman von Wilhelm Gegeles.

„Da sagte ich zu Grabaus: der“ — Wolf lugte vor-sichtig in den Garten hinunter und fuhr dann mit leiserer Stimme fort — „na unten der Schwager Konrad, sagte ich, wäre doch eigentlich ein kolossales Rindvieh. Wenn der hier säße und man zeigte ihm all die Schönheiten, dann würde er nur den verdorrten Baum da sehen und darüber alles andere vergessen. Darauf guckt Grabaus mich an und sagt: „Von seinem Standpunkt hat er ja auch recht. Denn was ist die Welt schließlich anderes als unser eigenes Spiegelbild?“ Na, ich war natürlich anderer Ansicht, und wie wir so hin- und herreden, sagt er schließlich zu mir: „Wenn ich in Deines Schwagers Haut steckte, dann würde mich auch der verdorrte Baum mehr interessieren als alles, was da grünt und blüht.“ — Ich hielt das für Stimmung und suchte es ihm auszureden. Wir sprachen dann von allen möglichen anderen Dingen und waren schon beinahe wieder in der Stadt, ich hatte tapfer drauf losgeredet und dachte, er wäre nun ganz meiner Meinung, da bleibt er plötzlich stehen: „Wenn Sie die Wahrheit wissen wollen — nehmen Sie den verdorrten Baum, dann haben Sie mich.“ Ich lachte. Ja, mein Gott, ich ahnte doch nicht, daß er's ernst meinte. Da wird er blaß, und wie er nun den Hut herunterriß, liegt ihm der kalte Schweiß dick auf der Stirn. Er sagt: „Wenn Sie mich lieb haben, dann halten Sie das nicht für Geschwätz. Keinem Menschen hab ich es gesagt. Aber mit mir ist es aus. Oder es ist wohl nie was mit mir gewesen. Ich war wohl so ein frühreifes Pseudogenie; die versagen, wenn es sich um wirkliche Leistungen handelt. Heute weiß ich, daß ich nie was geleistet habe und nie was leisten werde.“ — Das sagt er und hat dann von keinem Trost was wissen wollen. Ich kann Dir sagen, Lise, die ganze Nacht bin ich den furchtbaren Eindruck nicht losgeworden. Am anderen Morgen wollte ich zu ihm. Aber ich hab mich, weiß Gott, nicht getraut.“

„Du, Wolf,“ sagte Marie Luise, die sich aufgerichtet hatte und deren Gesicht vor Erregung glühte. „Höre, Wolf — Sie ergriff ihres Bruders Hände und versuchte zu sprechen, aber ihre Stimme gab nur rauhe Flüstertöne her.“

„Ach Gott!“ unterbrach er sie. „Jetzt bist Du auch noch so aufgeregt. Sätte ich's Dir doch nicht erzählt!“

„Doch, doch! Das ist gut. Nur mußt Du mir einen Gefallen tun. Geh zu ihm und bitte ihn, daß er nicht verzweifeln soll. Sag ihm, in meinem Namen bätest Du ihn. Verstehst Du?“

Er nickte ängstlich.

„Ja, ja, ich will's tun.“

„Er und an sich verzweifeln! — Vor ihm liegt ja die glänzendste Zukunft. Wenn er nur nicht aufhört zu streben. — Sag ihm, das wäre das größte Verbrechen. Er muß sich aufrufen. Hörst Du, er muß es Dir versprechen.“

Mit ihren heißen, trockenen Händen umpreßte sie die ihres Bruders. Große Tränen standen in ihren Augen.

„Sag ihm, daß ich nie aufgehört habe, an ihn zu glauben. Und wenn er jetzt verzweifelt ist, — dann — sag ihm, — daß ich doch nur aus Liebe zu ihm —“

Sie stöhnte plötzlich laut auf, und ihr Gesicht unter der Decke vergrabend, brach sie in wildes Schluchzen aus, das ihren ganzen Körper durchbebt.

Regungslos, ohne einen Versuch zu machen, seine Schwester zu beruhigen, sah Wolf da.

Während er mit entsetzten Augen in die sonnig blaue Luft starrte, hatte er das Gefühl, daß etwas unsäglich Furchtbares mit schwerem Flügelschlag über ihm dahingetrichen war und bis dahin nie gekannte Schauer in seiner Seele zurückgelassen hatte.

So verharrten die beiden, scheinbar ohne sich umeinander zu kümmern. Erst als im Garten die Stimme des Majors laut wurde, warf Marie Luise die Decke zurück und preßte ihr Taschentuch gegen die Augen. Ihr Körper zuckte noch immer zusammen von den starken Wellenschlägen des Schmerzes.

Wolf war aufgesprungen, während sein Schwager sich erschrocken über die Weinende beugte.

„Mein Herz, was ist Dir?“

Ohne das Tuch von den Augen zu entfernen, streckte sie die Hand nach ihm aus und versuchte zu sprechen. Aber die zitternden Lippen vermochten keine Worte zu bilden.

„Sie hat sich sehr aufgeregt — wir wollen sie lieber allein lassen. Komm!“ stotterte Wolf, indem er seinen Schwager am Arm ergriff und ihn die Balkontreppe hinunterzog.

Die beiden gingen durch den Garten, wo Doktor Platen ihnen von der Trittleiter aus seine Säge zeigte, deren Zähne verbogen waren.

„Vor drei Wochen habe ich das Ding gekauft,“ sagte er wütend. „Sechs Mark hat der Schund gekostet. — Das kommt aber, weil heutzutage alles fabrikmäßig hergestellt wird.“

Während der Major etwas wie eine Antwort murmelte, fiel Doktor Platens Blick auf Wolf.

„Bist Du krank?“ fragte er ihn erstaunt.

Aber dieser ging weiter, als wenn er nicht gehört hätte. Und in Wirklichkeit hatte er den Sinn der Worte auch nicht erfaßt. Er war einfach betäubt. Es war ihm ergangen wie einem Soldaten auf Vorposten, der nach dem Feind ausspäht, bald vor einem Baumstrunk, bald vor einem Fündling erschrocken anschlägt, doch sich immer wieder überzeugt, daß er sich geirrt hat. Plötzlich aber springt er von einer Kugel tödlich getroffen in die Luft und fällt mit dem Gesicht ins Gras. . . So immerfort grübelnd und doch gänzlich ahnungslos war Wolf von dieser Erkenntnis getroffen worden, als ein einziges Wort, die eine verzweiflungsvolle Gebärde seiner Schwester ihm ihre unüberwindliche, zerstörende Leidenschaft verraten hatte. Jeglicher Fassung beraubt war seine arme, wirre Seele, nur die eine Tatsache leuchtete darin, grell und doch unbegreiflich.

„Nun — was hat sie so erregt?“

Wolf fühlte, wie sich die Hand seines Schwagers auf seine Schulter legte, er hörte dessen Stimme, deren ruhiger, beherrschter Ton doch von so viel Angst und Sorge durchzittert war.

Als nun der Major stehen blieb und ihn erwartungsvoll ansah, fragte er, nur um noch einige Augenblicke Zeit zu gewinnen, was denn der Arzt zu dem Befinden seiner Schwester gesagt hätte?

„Ach, Du weißt doch, wie das mit ihm ist. Je weniger er sich auskennt, desto mehr Worte macht er. Aber er fühlt selbst, daß das alles nur Phrasen sind. — Der objektive Befund ist ja nicht so schlimm, darin stimmen auch die Professoren überein. Nur diese absolute Schwäche! Es ist gerade, als wenn sie den Willen zum Leben verloren hätte. — Aber was hat sie so erregt?“

Einen kurzen Augenblick zögerte Wolf noch. Aber kaum hatte er dann zu sprechen begonnen und das wiederholt, was er der Kranken erzählt hatte, als ihm sofort freier und leichter zumute wurde. Denn er spürte geradezu die Nähe seiner Schwester, und diese absolute Zuversicht, daß alles, was sie sagte oder tat, das Richtige sei, ergriff ihn mehr und mehr.

Die beiden hatten auf einer Bank vor einem Flieder- und Goldregengebüsch Platz genommen. Der Major sah vornübergeneigt und strichelte mit seinem Knüttelstock im Sande. Auch nachdem Wolf zu Ende war, hörte er damit nicht auf, gerade als wenn die nervöse Hand von selbst hin- und herschnellte. Doch plötzlich richtete er sich empor und sah seinen Schwager an. Voll unsäglichem Grams war sein Blick.

„Also so steht's mit Deinem Freund?“ warf er kurz, mit zerbrochener Stimme hin. „Du mußt hingehen, verstehst Du — und ihm sagen, er sollte uns doch wieder besuchen. — Ich würde mich sehr freuen — und auch Marie Luise — auch ihretwegen sollte er kommen — hörst Du?“

Wolf hatte sein Gesicht abgewandt und vermochte mit aller Gewalt nicht die innere Bewegung zu verbergen. Brütend betrachtete ihn der Major, als wenn er sich über diesen Mangel an Selbstbeherrschung wunderte. Dann berührte er sacht die zusammengeballte, zuckende Hand und sagte:

„Ja, mein Junge, das Rechte zu finden, ist manchmal so schwer. — Wir aber, meine ich, müßten alles tun, damit sie nicht noch mehr leidet. Denn wer weiß — wie lange wir sie noch behalten.“

Sinter den Gebüsch kam langsam Doktor Platen heran, zögernd, indem er manchmal stehen blieb und umdrehen zu wollen schien, dann sich aber doch wieder einige Schritte näherte.

„Sprecht Ihr von Deiner Frau?“ fragte er. „Meine Ansicht ist, daß sie möglichst bald fort muß. Nach Davos oder St. Moritz.“

Als der Major eine abwehrende Bewegung machte, fuhr er in stiller Wut fort:

„Ich sage Dir, das ist das einzig richtige. — Auf das Nichtigste ist gar nichts zu geben. Das ist eben der Unsin, daß Du immer darauf Gewicht legst, was sie sagt.“

Ohne seinem Bruder zu antworten, wandte der Major sich an Wolf:

„Ich will mit ihr sprechen. Warte Du hier!“
Dann ging er ins Haus. Doktor Platen aber stampfte zornig mit dem Fuß auf.

„Schid sie nur weg, dann wird sie schon kuriert!“
Und während er sich fort trollte, murmelte er noch in verbissenem Grimm:

„Ein Elend ist das mit diesen Weibern! Die sind ja alle total verrückt —“

Als Wolf dann nach einer Weile ins Haus gerufen wurde, fand er dort Schwester und Schwager still beisammen. Von dem, was geschehen war, wurde nichts erwähnt. Marie Luise erhob sich bald, um sich zu Bett zu legen. Als dann auch Wolf Abschied nahm, sagte ihm der Major, er wolle selbst an Grabaus schreiben, daß er willkommen sei.

Diesen Brief erhielt Grabaus am nächsten Abend. Nach einem fürchterlichen Tage saß er an seinem Arbeitstisch vor leeren Blättern. Draußen dämmerte es. Die feurigen Ströme der untergehenden Sonne erloschen, und Dunkelheit lagerte sich über das Zimmer. Aber während die Nacht schwärzer und tiefer wurde, bereitete sich in seiner Seele ein neuer Tag vor. Mochte der Sonnenstrahl, der das Bild Carhles an der Wand hell hatte aufleuchten lassen, die Erinnerung an diesen Mann geweckt haben, der durch Finsternisse und Trübsalsqualen den Weg zu den Sternen gefunden hatte — in seiner verzweiflungsvollen Seele war ein Licht entzündet, schwach schimmernd noch, und ahnungsvolles Regenfrischer Kräfte war zu spüren.

Da brachte das Mädchen den Brief, welchen sie stillschweigend auf den Tisch legte. Weil ihm die Handschrift fremd war, ließ er ihn liegen, um den so lang entwöhnten Stimmen nachzulauschen. Erst als er dann die Lampe ansteckte, öffnete er das Schreiben. Aber kaum hatte er es gelesen, als er den Kopf auf den Schreibtisch warf und laut aufschluchzte.

Es war ein kurzer, ungelentler Brief, geschrieben von jemand, dessen Geist in allen anderen Berrichtungen gewandter war als in der, seinen Gedanken und Empfindungen Ausdruck zu verleihen. Aber in dieser keuschen Verschlossenheit lag ausgesprochen: die Größe der Liebe und Güte dieses Mannes, der unverwundbare Glaube an seine Frau und das Vertrauen in den, dem sich ihr Herz zugewandt hatte. Und während Grabaus der einst so wilden, begehrlischen Stimmen seiner Leidenschaft gedachte, fühlte er sich gedemütigt und auf die Knie gezwungen vor diesem Manne, der seine Frau mehr liebte als sich selbst.

Den Tag darauf schon fuhr er nach Weimar. Marie Luise lag auf ihrem Ruhebett, als er die Veranda betrat. Niemand war bei ihr. Sie streckte ihm ihre weiße, schmal gewordene Hand hin, und wie sie die seine schwach umpreßte, entrang sich ihr ein einziges Wort: „Ach Du!“ Wortlos saßen sie dann beisammen, wie gebendet einer vom anderen, als wäre nach langer, banger Nacht plötzlich hellster Sonnenschein über sie hereingebrochen und machte sie fast blind. Sie brauchten Zeit, um zu sich zu kommen. Dann erst erkannten sie sich wirklich. Vergessen waren nun die eigenen Schmerzen, vom Leid des anderen fühlte sich jeder tief ergriffen.

Als nach einer Weile der Major eintrat, sprang Grabaus auf und wollte etwas sagen. Aber er vermochte kein Wort herauszubringen. Er spürte nur zitternd den Händedruck, mit dem dieser ihn fest und unentreibbar ins Herz zu schließen schien. Als sie dann am Lager der Kranken saßen, sagte der Major mit seiner gütigen Stimme:

„Herz, nun mußt Du aber auch gesund werden.“
Und Marie Luise umfing die beiden mit einem grenzenlosen, glückseligen Blick.

„Nun werd' ich gesund. Ich versprech' es Euch!“
Etwas Neues, ein heiliger, reinerer Glanz lag von nun ab über dem Verkehr der beiden. Lange Stunden verbrachten sie in innigster Vertraulichkeit, ganz allein, von niemandem beobachtet. Aber als wenn unsichtbar ein dritter zugegen wäre, vermieden sie jede sinnliche Annäherung. Kaum daß sie sich die Hand gaben beim Kommen und Gehen. Und nicht bloß zwischen ihnen allein, auch zwischen Grabaus, dem Major und Wolf schien nun eine noch tiefere Innigkeit und Herzlichkeit zu bestehen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Hermann Lingg.

München, 18. Juni. Der Dichter Hermann Lingg ist an Herzlähmung heute gestorben. —

Es lag etwas Feierliches, Großes um seine Gestalt gebreitet. Diesem Eindruck konnte sich niemand, der, wie der Verfasser dieses Aufsatzes, des Glücks des persönlichen Umgangs mit Lingg teilhaftig ward, entziehen. Er gemahnte an einen Varden der germanischen Vorzeit. Das, was die Griechen Vates, d. i. Seher, Priester, Dichter in einer Person nannten, war ihm eigen. Wie ein Priesteramt sohte er den Beruf des Dichters auf. In seinem Auge lag wirklich jener „schöne Wahnsinn“, von welchem Shakespeare im „Sommernachtstraum“ seinen unsterblichen Ausspruch getom. So hat Franz Lenbach einst den Siebzigjährigen gemalt. Und wer ihn gekannt, wer ihm daheim, in der rückwärts gelegenen Studier- und Arbeitskammer, oft stundenlang gegenüber gesessen hat, auf jenem Divan, den prachtvolle Löwenfelle als Geschenk indischer Verehrer bedeckten, dem wird jener Anblick unbergänglich bleiben und er muß dem Maler bekunden, wie meisterlich er des Dichters geistige Züge getroffen hat. So reich nun Linggs Schaffen, so einfach, scheinbar ohne die Katharsis äußerlicher Mühen und Kämpfe vollzog sich sein Dasein.

Hermann Ludwig Otto Lingg war am 22. Januar 1820 zu Lindau im Bodensee als Sohn eines Rechtsanwalts und Notars geboren. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt absolviert hatte, bezog er die Universität München, um sich für ein Profstudium, die Medizin, vorzubereiten. In diese Zeit fällt sowohl sein erstes dichterisches Schaffen, als auch seine erste Reise nach Italien und, über Berlin, eine Wanderung an den Rhein. Zurückgekehrt, wurde Lingg Assistenzarzt an der neu errichteten Poliklinik in München und kam 1846 als Militärarzt II. Klasse zu der Kommandantenschaft in Augsburg, dann nach Würzburg und Sigmaringen. 1849 beim Ausbruch des dänischen Feldzuges hoffte er vergebens mitzugehen, mußte aber nach Passau. Hier brach ein Nervenleiden aus, das sich während eines vierwöchigen Bivandierens bei Donaauwörth bis zum Verfolgungswahnsinn steigerte und Linggs Verbringung in die unweit Cannstatt gelegene Heilanstalt Bimmenthal, wo auch Renan einige Zeit verbracht hatte, notwendig machte. Glücklicherweise, kehrte der Dichter nach München zurück. Da seine Nerven aber den Lärm nicht vertrugen, so zog er sich auf ein Dorf bei Lindau zurück und nahm später, pensioniert, seinen bleibenden Wohnsitz in München, wo er sich verheiratete und, ausgestattet mit einer ihm gewährten Pension, im eigenen Heim an der Nymphenburgerstraße fortan seine dichterische Tätigkeit entfaltete.

Bislang war ihm das Glück, für seine Schöpfungen einen Verleger zu finden, ver sagt geblieben. Das sollte nun anders werden. Ein Freund, der Bibliothekar Fernbacher bei der Hof- und Staatsbibliothek, sandte Linggs Gedichte mit einer Empfehlung an Geibel und dieser fand ihn für dieselben in Gotta den Verleger. Das Buch machte Aufsehen und Linggs Dichterlaufbahn war nun entschieden. Inzwischen hatte er aber auch an einem Werk fortgearbeitet, das für ihn von grundlegender Bedeutung ward. Es war „die Wälderwanderung“. Schon während seiner Münchener Universitätsjahre hatte er den Plan hierzu gefaßt, und zwar sollte die grandiose Dichtung in Ottavo rime, für welche Strophenform er durch Luiz de Camoens' „Lusiaden“ Anregung empfing, geschrieben werden. Nicht auf einmal war der Plan zu dem Epos entstanden, sondern, wie ein großer Stromlauf aus den ihm zufließenden Wassermengen, Bächen und Quellen, aus dramatischen Ansätzen, Episoden und Szenen. Allmählich gestaltete sich das Epos. Es gruppieren sich die Wasser um den einheitlichen Gedanken. Eine andere Einheit als die des Gedankens konnte nicht ohne Zwang stattfinden. Der einzige Theoderich stand als erster der Helden in der Mitte der Dichtung, doch nicht so überragend, um einziger Mittelpunkt des Ganzen zu sein. Auch füllte ja seine Laufbahn nur einen kurzen Zeitraum aus. Das Unbewußte, der in der Phantasie schlafend gelegene Untergrund, das dämmernde Werden, das alles lag als Erlebtes, als Vorbereitung der Dichtung in Lingg. Den Schawplaz, Italien, kannte er ja aus eigener Anschauung und die mächtige Einwirkung des Geschauten mußte sich hier zu glanzvollen Schilderungen verdrängen.

Ein anderes war es mit der italienischen Versgattung. Oft hat man Lings zum Wortwurf gemacht, daß er für sein Epos die Oktave gewählt. Wie hätten sich aber die Reden Mariich, Geiserich, Odoaker im Hexameter ausgenommen, oder wie die Schilderungen aus dem üppigen Leben Roms oder eines zierlichen Landstüts im griechischen Baustil in der Nibelungenstrophe! Beide Versmaße abwechseln zu lassen, hätte, meint Lings, die einseitige Fassung des Gedichts beeinträchtigt; in der Oktave dagegen konnte die ruhig fließende Breite des Hexameters und der stürmische Fortdrang der Nibelungenstrophe vereint werden. Mehr als jede andere Strophe war die Oktave geeignet, die wichtigen Quadern eines Epos wie die Völkerwanderung zu tragen. Kampf der alten, untergehenden Welt mit einer neuen, werdenden! Der Aufeinanderprall zweier Weltepochen, der des römischen Heidentums und der siegenden Christenheit, der Barbaren des Nordens in ihrer Heldengröße gegenüber der hintwollenden Schönheit des antiken Lebens, welche Fülle von Gestalten bot sich da! Und welcher Reichtum landschaftlicher Schilderungen vom Nordlicht über den Steppen und den Klippen der mitternächtigen Meere bis zu den glücklichen Inseln des Südens, vom Hochgebirge bis zu den verlassenen Niesenbauten am Saume der Wüste! Das ist nach eigenen Worten Lings's dichterische Perspektive. Und so kam dann das Werk zustande, von dem der Dichter in seiner Autobiographie „Meine Lebensreise“ bescheiden, aber im Bewußtsein eigenen Wertes sagt: „Ein Buch mehr auf der Welt, ein Buch, das jedenfalls länger dauern wird, als das Leben dessen, der es geschrieben hat.“ Seit 1808 lag das Epos vor uns, in der Gestalt, die wir heute kennen. Es zerfällt in 25 Gesänge, im Umfange von zusammen 2570 achtzeiligen Strophen oder 20 560 je dreipaarig und je einpaarig untereinander gereimten Versen! Ein Riesentwurf also in des Wortes höchster Bedeutung! Es mochte weniger an Lings's dichterischem Gestaltungsvermögen gelegen haben, als wohl mehr an der Sprödigkeit des Stoffes, wenn es nicht gelang, durchweg jene künstlerische Höhe zu bewahren, die die Musik der Oktave an sich schon erheischt. Andererseits war es auch nicht die Schuld des Dichters, wenn sein Werk kein Volksepos wurde und wenn es erst 1892 die zweite Auflage erlebte, also eigentlich mehr Bewunderer, als Leser fand. Dennoch wird es den Namen seines Schöpfers auch noch späteren Generationen vermitteln.

Lings ist wohl der bedeutendste Epiker des vorigen Jahrhunderts. Ueberhaupt liegt die Stärke seiner Kraft und Begabung auf dem Gebiete der Epik und der epischen Lyrik. Wohl hat er neben mehreren Bänden novellistischer Prosaabichtungen auch eine ganze Reihe höchstbeachtenswerter historischer Dramen geschrieben und mit heißen Bemühen um die Palme des erfolgreichen Dramatikers gerungen. Allein es fehlt diesen der eigentliche dramatische Nerv, das glaubhaft gemachte Aufeinanderprallen von Gegensätzen, sowie zumeist die den Hörer oder Leser tiefer und nachhaltiger interessierender Charakterisierung der Gestalten und die Klarheit der Vorgänge. Lings ist zu sehr Lyriker, als daß er den Kampf um die Bühne siegreich behaupten konnte. Aber auf dem ihm eigenen Gebiete: wie groß ist er da und welchen verschwenderischen Reichtum an Stoffen und Formen streut er da aus, welche tropische Pracht und Fülle und welche Tiefe und Weiche der Gedanken und Empfindungen entströmen da seiner Brust! Mannigfach also sind die als Sammelwerke unter bedeutungsvollen Namen wie „dunkle Gewalten“ (dreizehn kleinere lyrisch-epische Erzählungen), „Schlußsteine“, „Lyrisches“, „Schlußrhythmen“, „Jahresringe“ dargebotenen Poesien. Ein großartiger Wildersaal der Weltgeschichte tut sich hier auf. Bis hinein ins Ultimo thulo jagen-unnebelker Vorzeit schweift seine mächtig erregte Phantasie. Mit visionärem Blick greift er Gestalten der Sage und Geschichte heraus und stellt sie, umbrandet von der Woge des Geschicks, untost von unheimlich wirkenden Naturmächten oder im Kampf mit Göttern und Menschen genießbar plastisch vor uns hin. Niemals gibt Lings alltägliches im trivialen Sinne versifizierender Geschichtsklitterer. Immer steht hinter den Stoffen die zwingende Kraft des schöpferischen Gestalters, dem wir, ob wir wollen oder nicht, folgen müssen. Wählerischer Schmerz hat an seiner Wiege gestanden, tiefe tragische Weisheit entströmt seinen Versen. Nur selten, ja fast nie, schlägt der Poet ein heiteres lächelndes Auge auf; und so kommt es, daß wir immer gefast sind, ernste, dunkle Klänge zu vernehmen. Es gehört ferner zu Lings's Eigenart, daß er nicht bloß das Geschick und die Tragik der geschilderten Gestalten, sondern auch sich selbst und sein inneres Erlebnis im Spiegel der ganzen Welt und Menschheit erschaut. Sonach wird man bei ihm reine Stimmungslyrik, die um ihrer eigenen Musik willen und zur Freude der Komponisten da ist, fast vergeblich suchen. Er bietet beinahe durchweg lyrische Gedankenfrucht bei kühnstem Metapher- und Bildersinn, ohne freilich auch immer deren poetische Auflösung bewältigt zu haben. Seiner vulkanischen Glut und Kraft liegt alles Kleinliche im Wege. Sie stürzt darüber hinweg, vermag aber selbst das Eifige zu durchglühen, die Starrheit schmelzend zu beleben. Denn es ist, bei aller so zu sagen „historischen“ Art, doch schließlich das deutsche Gemüt, das überall durchbricht. Lings's überreiche Naturlyrik beweist es. Zünftig und schön ist die Naturwelt im jahreszeitlichen Wechsel in ihren Beziehungen zum Menschen gewiß von zahllosen Poeten besungen worden, inbrünstiger, apokalyptisch-gewaltiger nie, als von Lings. Als Beispiel hierfür diene sein Gedicht „Nachstille“:

Wer einsam wacht,
Kennt das heimliche Leben
Im Schweißen der Nacht,
Ihr stilles Weben:

Wie die Sorge nagt,
Wie der Totenwurm zimmert,
Wie das Menschenherz zagt
Und das Elend winnert;

Und wie vom Lauf
Des einen zum andern
Herab, hinauf
Die Seelen wandern.

Wie verborgen rinnt
Aufs Kissen die Träne,
Wie den Flug beginnt
Die Nachtpfalane.

Wie das Raubtier schlägt,
Wie von den Pfaden
Der Sterne reicht
Herüber ein Faden,

Lings's Dichtungen, sagte ich vorhin, sind stets der ganzen Menschheit zugewandt. Nicht rückschauend allein weißt seine Muse bei dem historisch Gewordenen; sondern es entspricht der Sendung des echten Poeten, daß er auch die Erscheinungen seiner Zeit, also die Prozesse des Werdenden, Neuen aufmerksam verfolgte. Das soziale Elend und Wehe der Besitzlosen ist nicht an Lings vorbeigegangen, ohne des Dichters Anteilnehmenden Schmerz zu erregen. Man lese sein erschütterndes „Lied an die Armen“:

„Ihr Armen mit dem dürrern Staß,
Der nimmer glüht und blühet,
Ihr geht die Erde auf und ab,
Verzehrt und abgemühet,
Ihr hoffet keinen Sonnenschein
Und fürchtet keinen Regen,
Gedeiht das Korn, gerät der Wein,
Für euch ist's doch kein Segen.
Das Jahr sei noch so fruchtbar,
Bleibt euer Elend doch sich gleich.
Wann esset ihr euch satt an Brot?
Ja, wenn die Steine blühen! —
Ihr säet Müß' und erntet Not,
Und euer Feld sind Wähen.
Mit Distel, Dorn und Hagebutt
Blüt euer Garten immer,
Und euer Weinberg steht auf Schutt,
Und euer Gott ist Glimmer;
Mit Wollen deckt die Nacht euch zu,
Und Staub und Tau sind eure Schuß'.
Ihr liehet gern beim Festgelag
Vom Stuhl den Schwelger gleiten;
Ihr wolltet nichts, als Tag für Tag
Ein Leben euch erstreiten.
Der Warden hat sein sich'res Haus,
Der Hamster hat sein Essen;
Nur euch verfolgt und stößt man aus,
Nur ihr seid ganz vergessen.
Ja, groß ist euer Reich und weit,
So daß es schier kein Himmel schreit.“

Er preist die Wahrheit und Gerechtigkeit; und der Siebzigjährige donnert die Gemeinheit nieder. Denn der Mann und Dichter hat es stets mit der Freiheit gehalten. Sie war sein Jugendideal gewesen, und der Abglanz von ihm blieb in seinem Herzen. Als „Genien guter Taten“ erscheinen ihm: der Völkerfriede, die hilfreiche Bruderverliebe, die vereint kämpfende Forschung und Wissenschaft, die Poesie und die Künste. Sie werden „für ein künftiges Geschlecht Menschlichkeit und aller Völkerbünde höchstes Gesetz und erstes Recht“ begründen. Des Dichters Glaube an dies goldene Zeitalter der Menschheit ist unerschütterlich; die nachfolgende Strophe aus dem Gedicht „Dodona“ klingt wie ein Vermächtnis des Toten an die Lebendigen:

Von Aegyptens Pyramiden
Bis zu Delphis Priesterin,
Bis zu Ganges' Tempelfrieden
Herrsche einer Lehre Sinn:
Trost zu spenden, Schmerz zu lindern,
Licht zu wehen weit und breit,
Freiheit allen Erdenkindern,
Freiheit, Liebe, Menschlichkeit.“

Ernst Reowski.

Kleines feuilleton.

— Die Tragödie eines Arztes. Ueber die letzte Lebenszeit des dieser Tage in Breslau verstorbenen Chirurgen Mikulicz berichtet das „Neue Wiener Tagblatt“: Gerade jenes Leiden, das er so häufig siegreich bekämpft hatte, gegen das er eine neue, sinnreiche, bewährte Operationsmethode angegeben hatte, sollte seinen Untergang herbeiführen. Einem Magenkrebs sollte er zum Opfer fallen, er, den unzählige Patienten aus aller Welt wegen dieses Leidens um Rat gefragt hatten.

Es war vor Weihnachten. Im Hause des berühmten Chirurgen rüstete man freudigen Gemütes zum schönen Familienfeste. Auch der Meister selbst machte seine Einkäufe, besorgte die großen und kleinen Ueberraschungen und war so ruhig und gefast, daß keiner aus seiner Umgebung, selbst das von Liebe geschärfte Auge seiner nächsten Angehörigen nicht, merken konnte, daß innerlich im Herzen

des Erhaltens der Familie die traurigsten Gedanken zurückgehalten werden mußten, zurückgehalten mit der ganzen Wucht eines Mannes; der sich vorgenommen hat, „seinen Lieben das schöne Fest nicht zu verderben“. Denn damals hatte Mikulicz schon seine Diagnose gestellt. Er wußte schon, welches Leiden an seiner Lebenskraft gehrte. Und er war ein bewährter Diagnostiker! So verlebte er das schöne Fest im Kreise der Seinen, vielleicht mit dem sicheren Bewußtsein, den letzten Weihnachtsabend mitzumachen. Wie sollten die Seinen auch erkennen, daß er eine solche fürchterliche Diagnose an sich gestellt hatte, wenn er sich so zu beherrschen wußte? Vielleicht, daß er ein wenig weicher, ein wenig zärtlicher, ein wenig gerührter gewesen als gewöhnlich?

Einige Tage nach dem Feste fuhr er nach Wien zu seinem treuen Freunde Eißelsberg. Beide waren aus Willroths Meister-schule hervorgegangen. Beide wußten, daß sie sich im Ernstfalle aufeinander verlassen konnten. Als die erste Begrüßung der beiden Freunde vorüber war, zeigte sich Mikulicz als der echte Chirurg, der nicht viel Worte und Aufhebens macht, sondern gleich auf das Wesentliche der Sache eingeht. Er sprach zu seinem Kollegen: „Du mußt mich operieren!“ Eißelsberg mußte die Diagnose seines Freundes und Berufsgenossen bestätigen, und schon am 4. Januar fuhr er in Begleitung zweier Assistenten nach Breslau, um Mikulicz zu operieren. Auch eine Tragödie der Freundschaft. Welche Selbstbeherrschung gehörte dazu, dieses Werk zu wagen! Aber während der Operation schon sah er, daß es zu spät war. Der Kranke reiste nach dem Süden, nach der Riviera. Von einer Heilung — das wußte er — war keine Rede mehr. Vor vier Wochen kam Professor Mikulicz noch für einen Tag nach Wien, um seinen Freund und ärztlichen Berater Eißelsberg aufzusuchen. Es war ihre letzte Begegnung. Dann fuhr er nach Breslau, seiner zweiten Heimat, wo ihn der Tod von seinem schweren Leiden erlöste. —

Theater.

Berliner Theater. Sondervorstellung. „Geben und Nehmen.“ Schauspiel in 5 Aufzügen von Martin Langan. — Das Stück zählt zur dramatischen Anlageliteratur und hat in dieser Eigenschaft die seelsorgerische Aufmerksamkeit der Zensur auf sich gezogen. Da der Autor den willkürlichen Streichungen dieses literarischen Vormundschaftsgerichtes sich nicht unterwerfen wollte, ließ er das Drama unberührt vor einem geladenen Publikum aufführen. Leider erfüllten sich die günstigen Vorurteile nicht, die jeder Eingriff der Zensur hervorruft. Die Anlage wächst nicht mit stummer padender Gewalt aus dem lebendigen Gemälde menschlicher Zustände und Leidenschaft hervor, sie ist von der rethorischen Manier. Der Autor muß die Personen, um durch sie als Mundstück die Reden, die er auf dem Herzen hat, den Hörern zu verkünden. Aber auch hierbei versährt er nicht gerade sehr geschickt. Die Rede, auf welche wesentlich das ganze Stück zugeschnitten scheint, der leidenschaftliche Ausbruch Emilie Günthers gegen die reiche Dame und die gesamte harrherzige Sippe der Reichen, wird durch die dramatische Situation, in der Langan die beiden gegenüber stellt, nicht wie durch eine Resonanz verstärkt, vielmehr der Wirkung nach so gut wie aufgehoben. In dieser Situation — die Dame bittet das aus dem Hause gejagte Mädchen süßfältig, als Amme zu ihrem kranken Kinde zu kommen — klingen die wilden Worte Emilie wie leere polternde Tiraden. Der Schlußakt aber, von dem man nach dem Vorhergehenden kaum eine nachbrüdlige Zuspitzung und Zusammenfassung der Tendenz erwarten sollte, bringt statt dessen nur die betrübliche Nachricht, daß das Vabi der übrigens sehr menschenfreundlichen Fabrikantenfrau aus Anemangel nun tatsächlich gestorben ist. Man weiß nicht, was der Ausgang soll. Vielleicht, daß der Verfasser dem Gedanken Ausdruck geben wollte, daß der harte Egoismus der Besitzenden, den Haß der unterdrückten Klassen schützend, hierdurch rückwirkend auch über solche, die von jenem Herrschaftsegoismus frei sind, Leiden verhängt. Aber ganz abgesehen von der Belanglosigkeit solcher Nebenwirkungen, die mit Babis Tode endigende Annemengeschichte ist jedenfalls so ausgefälselt verzwickelt, daß sie als einigermaßen anschauliche Illustration dieser Themas nicht gelten kann.

Die Verlegenheiten, welche das Anmeneproblem dem Hause Brüggemann bereitet, ebenso wie die Ausbeutung der Konjunktur durch die klaffenbewußte Emilie haben überhaupt einen unwillkürlich komischen Weigeschmack. In der ganzen Stadt ist nach Versicherung des Autors nichts Passendes zu finden, und Emilie, die frühere Dienerin, an die man sich in der Angst wendet, antwortet mit einem hochpolitischen Ultimatum: Sie will nur nähren, wenn der Herr die Forderungen seiner streifenden Arbeiter bewilligt. Dem Fabrikanten leuchtet der Vorschlag zuerst auch ein, indessen als in letzter Stunde ein Telegramm lebendigen Märsersah von außerhalb her anmeldet, triumphiert er rücklich und schickt die Arbeiterdeputation ohne Antwort nach Hause. Neuer Konflikt! Die Amme wird erst nachmittags eintreffen. Doch das Kleine kann nach der Mutter Meinung ohne Lebensgefahr nicht mehr so lange warten. Das ist die Einleitung zu der bereits erwähnten großen Szene. Die Dame kniet vor Emilie, die, entrüstet über die Weigerung des Fabrikanten, ihr den lang zurückgehaltenen Haß ins Gesicht schreibt, nach welcher Abgabe dem Kindchen nichts anderes übrig bleibt, als schleunig, bevor die Ketterin von auswärts anlangt, das Zeitliche zu segnen.

Am eindrucksvollsten war noch die mit dieser Handlung nur ganz lose verbundene Schilderung des Streikomitees, das mitten in seiner Beratung von dem junkerlich unverschämten Brüggemann sen. unterbrochen wird. Hier und dann noch in der Figur von Emilie's Vater, des Streikbrechers, der überall sonst feig luschend, sich zu Hause gelegentlich als großer Revolutionär aufspielt, finden sich Ansätze einer interessanteren Charakteristik, freilich eben nur Ansätze. So bleibt es z. B. vollkommen unverständlich, warum dieser Mann bei seiner niedrig praktischen Denkart die Tochter trotz des hohen Angebotes nicht zur Amme hergeben will. Die Brüggemanns mit Ausnahme des alten großschnäuzigen „Knuten-paischa“ sind samt und sonders blaß geraten; insbesondere auch der junge Alfred, der zum Herold humanitärer Ideen ausersehene Hauptredner des Stüdes. Seine Ansprachen leiden unter einer höchst undramatischen Ausführlichkeit.

Die Schauspieler nahmen sich ihrer Rollen mit redlichster Bemühung an. Pittschau als Stammbater der Brüggemanns, Willi Roland als Vater Günther standen in erster Reihe. Aber auch die Herren Starburg (Fabrikant), Schindler (Hausarzt), Wischke und Weigert (Arbeiter) und Fräulein Ida Roland in der Rolle der geängsteten Mutter verdienten alle Anerkennung. Jenny Marba betonte wohl allzu kraß das Abstoßende in der Gestalt der Emilie. —

Humoristisches.

— Ein Kaffeehauscherz. Die Hamburger Fachzeitschrift „Küche und Keller“ läßt sich schreiben: Der Mann, von dem hier die Rede sein soll, gehörte zu jenen unerschütterlichen Individuen, denen es Vergnügen macht, die Ruhe und Geistesgegenwart friedlicher Kellner auf die Probe zu stellen. Vor kurzem betrat er ein Londoner Kaffeehaus und bestellte Kaffee.

„Bitte, bringen Sie mir den Kaffee in einer Schale mit dem Henkel auf der linken Seite,“ sagte er zum Kellner. „Ich bin nämlich links'händig und ich kann keine andere Schale benützen.“ „Ja wohl, mein Herr,“ antwortete der Kellner. „Ich werde sehen.“

Hierauf bemerkte man, wie er eifrig mit dem Oberkellner sprach. Der Oberkellner näherte sich hierauf mit der Frage:

„Was für eine Art von Schale wünscht der Herr?“

„Eine Schale mit dem Henkel auf der linken Seite. Ich bin links'händig,“ sagte ruhig, aber bestimmt der Gast.

Der Oberkellner verschwand undkehrte bald darauf etwas verwirrt wieder.

„Die Schale, die Sie wünschen,“ begann er zögernd . . .

„Wie?“ rief der Gast. „Glauben Sie, Sie können mir weismachen, in einem erstklassigen Kaffeehause gäbe es kein solches Ding, wie eine Schale mit dem Henkel auf der linken Seite. Unsinn! Ich könnte auch unmöglich aus einer anderen trinken. Sie müssen ja viele solche Schalen haben?“

„Gewiß,“ jagte der Oberkellner, „wir haben sie auch gewöhnlich; aber ich bedauere, gestehen zu müssen, daß die Letzte davon gerade diesen Morgen zerbrochen wurde.“

Daß er die Schale einfach hätte umzudrehen brauchen, um den Gast zu befriedigen und den „Witz“ abzufangen, daran dachte er nicht. —

Notizen.

— Das Vermögen der Goethe-Gesellschaft beträgt gegenwärtig 90 000 M.; davon gehen 10 000 M. für die Herder-Stiftung ab. —

— In Dessau ist von der Behörde die Aufführung sämtlicher Dramen Gerhart Hauptmanns verboten worden. —

— Lothar Schmidts dreiaaktige Satire „Die heilige Sache“ wurde vom Lustspielhause erworben. —

— Der Gaukler Unserer lieben Frau, die neue dreiaaktige Oper von Massenet, geht als erste Novität der neuen komischen Oper an der Weidendammer Brücke in Szene. —

— Im Künstlerhause wurde am Sonntag eine holländische Ausstellung eröffnet. Vertreten sind unter anderen: ten Cate, Gorter, Krabbe, Ritsma, Theresie Schwarze. —

— Ein Kongreß zur Bekämpfung der Farben- und Materialien-Fälschungen wird am Mittwoch in München eröffnet. Professor Dr. Raehmann aus Weimar wird Ueber die Technik der alten Meister der klassischen Zeit, beurteilt nach mikroskopischen Untersuchungen von Bruchstücken ihrer Gemälde, Professor Dr. Fr. Linke aus Wien, Ueber die Wichtigkeit einer genauen und bestimmten Bezeichnung der Farben- und Malmittel, Professor Palmis-München, Ueber die Farbenfälschung vom Standpunkte des Künstlers aus“ sprechen. —

— Der Tunnel der Jungfrauabahn, der die beiden felsenstationen Eigerwand und Eismeer (3161 Meter) mit einander verbindet, ist am Samstag nachmittag durchgeschlagen worden. Der Tunnel ist 1350 Meter lang, 3,7 Meter breit und 4,35 Meter hoch. —

— In Holland werden in Zukunft die Postämter Briefmarken der verschiedenen Länder des Weltpostvereins feilhalten. Die Maßnahme ist darauf zurückzuführen, daß mancher Briefschreiber bisher schriftlichen Anfragen nach dem Auslande gern eine dort gültige Freimarke für Rückantwort beigefügt hätte, wenn ihm eine solche Marke zur Hand gewesen wäre. —